

Waldenburger



Wochenblatt.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen. Der vierteljährliche Bezugspreis frei ins Haus beträgt 1 Mk. 70 Pf., bei Zustellung durch den Briefträger tritt hierzu noch das Bestellgeld.

Fernsprecher Nr. 3.

Inseratannahme bis spätestens mittags 12 Uhr. — Preis der ein-spaltigen Petitzeile für Inserenten aus Stadt u. Kreis Waldenburg 20 Pf., von auswärts 25, Vermietungen, Stellengeuche 15, Reklameteil 50 Pf.

Täglich erscheinende Zeitung für den Waldenburger Industriekreis und seine Nachbarbezirke.

Publikationsorgan der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie der Amts- und Gemeindevorstände von Ober Waldenburg, Dittersdorf, Nieder Hermsdorf, Seitendorf, Reußendorf, Dittmannsdorf, Lehmbasser, Bärengrund, Neu- und Altsain und Langwallersdorf.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Oskar Dietrich in Waldenburg. — Druck und Verlag von Ferdinand Domel's Erben in Waldenburg.

Ein englischer Truppen-Transportdampfer versenkt.

Hohe Gäste

im deutschen Großen Hauptquartier.

W.B. Berlin, 4. Januar. (Amtlich.) Se. Majestät der König der Bulgaren berührte am 3. Januar zu kurzem Aufenthalt das deutsche Große Hauptquartier. Se. Majestät der Kaiser hatte eine mehrstündige Besprechung mit dem König, der darauf seine Weiterreise fortsetzte.

W.B. Wien, 4. Januar. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Se. K. und K. Hoheit der Feldmarschall Erzherzog Friedrich und der Chef des Generalstabes, Feldmarschall Freiherr Conrad v. Hoegendorff, weilten am 4. Januar zu kurzem Besuche im Feld-Hoflager Seiner Majestät des Deutschen Kaisers. Sie waren an der kaiserlichen Mittagstafel zu Gast, an der auch Se. Königliche Hoheit der Kronprinz Boris von Bulgarien, der Generalfeldmarschall v. Hindenburg, General der Infanterie Ludendorff, Generalleutnant Jekow und zahlreiche hohe Militärs teilnahmen. Am Nachmittag lehrten Se. K. und K. Hoheit und der Feldmarschall Freiherr v. Hoegendorff wieder in den Standort des Kommandos zurück. Im Gefolge der beiden Feldmarschälle befanden sich Generalmajor Graf Herberstein, Oberst v. Zörg, Oberst Kundmann, Hauptmann Wagner und Oberstabsarzt Dr. Viehl. Se. Majestät der Deutsche Kaiser verlieh Se. K. und K. Hoheit dem Feldmarschall Erzherzog Friedrich das Eichenlaub zum Orden Pour le mérite.

Großer Kriegsrat in Rom.

W.B. Bern, 4. Januar. Mailänder Blätter melden aus Rom: Briand, Clauze, Thomas, Lloyd George, Lord Milner, General Robertson und der russische General Galizin treffen morgen in Rom ein.

Englands große Kriegskonferenz.

Nach einer Meldung der „Agence Havas“ aus London wird die Kriegskonferenz des englischen Weltreiches am 5. Februar zusammentreten und voraussichtlich längere Zeit dauern.

Die schwedische Presse gibt, wie wir der „N. Fr. Presse“ entnehmen, der Ansicht Ausdruck, daß es sich hier um einen wichtigen Staatsakt des englischen Weltreiches handle, wobei man aus der Form der halbamtlichen Veröffentlichung schließen könne, daß Großbritannien alle gegenseitigen Friedensaktionen tatsächlich ablehnt, daß aber andererseits die britische Regierung die neue Phase des Krieges als seine letzte betrachtet und mit dem Ende des Krieges im Sommer 1917 bestimmt rechnet. Dies beweise die Tatsache, daß sich unter jenen Punkten der Kriegskonferenz des britischen Reiches auch ein Punkt: Friedensbedingungen befinde. Die Mitwirkung der britischen Kolonien bei der Festsetzung der Friedensbedingungen bedeute eine Verschärfung der englischen Forderungen nach ihrer univervellen Seite.

Eine schwedische Stimme zur Kriegslage.

W.B. Stockholm, 4. Januar. In „Nya Dagligt Allehanda“ untersucht Generalmajor Nordensvan die Kriegslage beim Jahreswechsel und kommt dabei zu folgenden Ergebnissen: Auf dem französischen Kriegsschauplatz halten sich beide Parteien die Stange. Die Franzosen und Engländer dürften von weiteren Angriffen an der Somme absehen. Jene haben sicher von dort eine Menge Artillerie fortgeführt und mit deren Hilfe ihre beiden Angriffe bei Verdun gemacht. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist es still geworden, seitdem die Russen ihre meisten Streitkräfte nach dem Süden in

die Bukowina und an die Moldau geschickt haben. In Italien, Mazedonien und Kleinasien steht es nicht viel besser für die Ententemächte. Die Aussichten für die Entente sind also nicht glänzend, wenn sie Strafe für ihre Gegner und Genehmigung für die erlittenen Niederlagen fordert. Jetzt wartet auf sie selbst die Strafe für ihren Hochmut und ihre Verblendung.

Von den Fronten.

Der österreichisch-ungarische amtliche Bericht.

W.B. Wien, 4. Januar.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Die Dobrußja ist mit Ausnahme der schmalen gegen Galatz sich ziehenden Landzunge vom Feinde gesäubert. In der rumänischen Ebene außer erfolglosem Vorfühlen russischer Kavallerie keine besonderen Ereignisse. Westlich von Dobroscei überschritten wir den Rilow und jürnten bei Soveja und an der Djoz-Strasse feindliche Stellungen.

Westlich von Kalopuna bemächtigten sich die Russen eines unserer Gräben.

Sonst im Nordosten nichts von Belang.

Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz.

Unverändert. Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, von Hoefler, Feldmarschalleutnant.

Südosten.

Neue Kämpfe am Sereth.

In Rumänien sind längs des Sereth die Kämpfe aufgelebt.

Panik in Rumänien.

Die Flucht der rumänischen Bevölkerung aus den vom Feinde bedrohten Gebieten nimmt ungeheuren Umfang an. Die meisten Flüchtlinge sollen nichts zu essen haben. Die Bevölkerung von Galatz, so wird in verschiedenen Blättern berichtet, verläßt die Stadt in panikartiger Flucht. In Braila sollen die Behörden gleichfalls bereits geflohen sein.

Russisch-englische „Bergungskommandos“.

Aus einem Bericht des „Odeskij Listok“ aus Reni geht hervor, daß gegenwärtig ein gemischtes russisch-englisches Bergungskommando in Braila und in der Umgebung der Stadt alle Getreideläger „in Sicherheit“ zu bringen bestrebt ist. Da die einzige Eisenbahnlinie von Braila nach Galatz mit Transporten aller Art überlastet und der Donauweg nach Reni bereits unter dem feindlichen Feuer steht, ist dieses Bergungskommando bemüht, in der Umgebung der Stadt das Getreide zu schichten und es in möglichst großem Umfang zu verbrennen, damit es dem Feinde nicht in die Hände fällt. Dem Bergungskommando ist auch eine englische Zivilbehörde beigegeben, die die zur Vernichtung kommenden Getreidemengen in bar bezahlt. Die Tätigkeit des Bergungskommandos wird offensichtlich von zahlreichen Bayern behindert. Die Hafenspeicher von Braila sind bereits zum größten Teil geleert, ebenso sind bereits große Delvorräte und Fellelager abtrans-

portiert worden. Der Abtransport von landwirtschaftlichen Vorräten verschiedenster Art wurde besonders durch die Unterbindung der unteren Donau durch den Feind aufs schwerste behindert. Auch in Galatz hat ein derartiges Bergungskommando bereits mit der systematischen Vernichtung der Getreideläger begonnen. Die Arbeiten werden außerordentlich beschleunigt.

280 000 Mann rumänische Verluste in drei Monaten.

Die rumänische Feldarmee hat, wie der „Nationalzeitung“ aus Stockholm, 4. Januar, berichtet wird, in den ersten drei Monaten des Krieges die Hälfte ihres Gesamtbestandes eingebüßt. Nach den rumänischen Verlustlisten hat das Heer bis zum Anfang Dezember an Toten, Verwundeten und Vermissten insgesamt 280 803 Mann eingebüßt, von denen allein 7930 Mann auf Offiziersverluste entfallen. Aus den Verlusten geht weiter hervor, daß der Prozentsatz der gefallenen höheren Offiziere ganz besonders groß ist.

Das zweite Gallipoli.

„Secolo“ druckt eine Londoner Depesche über den zunehmenden Widerwillen der Londoner Kreise gegen das Saloniki-Unternehmen ab, das sich immer mehr als zweites Gallipoli entpuppe. Der „Secolo“ gibt ausführlich das von den Mitgliedern des neuen englischen Kabinetts inspirierte vernichtende Urteil der „Daily Mail“ über Sarrail wieder und fragt, wie es komme, daß zweihunderttausend Bulgaren genügen, um eine halbe Million Ententetruppen in Schach zu halten. Es wäre besser, das Salonikiheer für die bevorstehende große Offensive im Westen zu verwenden, zumal der für seine Verproviantierung notwendige ungeheure Frachtraum besser für die Versorgung der notleidenden Ententevölker dienen würde. „Daily Mail“ meint, ob es nicht an der Zeit sei, den von Asquith begangenen schweren Irrtum der Saloniki-Expedition wieder gutzumachen, was Sache Lloyd Georges wäre.

Monastir für unsere Feinde wertlos!

Dr. Als die deutsch-bulgarischen Truppen am 18. November eine günstige Stellung nördlich von Monastir bezogen und damit die Hauptstadt des ehemaligen gleichnamigen türkischen Vilajets aufgegeben hatten, kannte der Jubel bei den Serben keine Grenzen. Unsere Feinde feierten die Besignahme Monastirs als einen glänzenden Sieg, und der serbische Ministerpräsident Paschitsch verfiel sich zu der vorläufigen Prophezeiung, die Eroberung der Hauptstadt Mazedoniens bedeute den Beginn der mazedonischen Befreiung. Von deutscher Seite wurde gleich damals mit Recht darauf hingewiesen, daß unsere Feinde ihren Erfolg sowohl in militärischer wie in politischer und moralischer Hinsicht stark übertrieben hatten, und tatsächlich kommt nun für die Serben der Kasernenjammer früher und empfindlicher, als sie selbst wohl besürchteten. Das serbische Blatt „Slavjanski Jug“ meldet aus Saloniki, daß der Plan, Monastir zum Sitz serbischer Regierungsbehörden zu machen, fallen gelassen werden mußte. Monastir ist heute nur noch ein Trümmernhaufen und liegt beständig in der Feuerlinie. Infolge der heftigen Artilleriebeschüsse haben sämtliche Truppen die Stadt verlassen und Selbststellungen bezogen. In der ganzen Stadt stehen höchstens noch 30 Häuser, die anderen Gebäude sind vollständig eingestürzt oder



Die befestigte Serethlinie

mehr oder minder schwer beschädigt. Von öffentlichen Gebäuden sind der Bahnhof, die Präktur, die Kirche des St. Nedell und die Kirche der Heiligen Jungfrau vollständig durch Artillerie- und Flugfeuer zerstört worden. Die Stadt ist heute wie ausgestorben. Der größte Teil der Zivilbevölkerung hat die Stadt verlassen. Die feindliche Artillerie ist infolge ihrer vorzüglichen Höhenstellung sehr gut in der Lage, die Stadt unter zielsicherer Feuer zu halten. Ob die Höhen nördlich und östlich von Monastir nicht genommen sind, ist der Besitz von Monastir wertlos. Das feindliche Feuer hat auch die Proviantkammer für die Armee und für die Zivilbevölkerung völlig vernichtet, so daß Monastir nicht einmal als bescheidenster Stützpunkt in Frage kommen kann.

So gering bewerten die Serben heute selbst den Besitz von Monastir, der Sehnsucht ihrer nationalen Träume, und sie wagen nicht einmal, die Hoffnung auszusprechen, daß es ihnen und ihren Verbündeten gelingen könnte, den deutschen und bulgarischen Truppen den Besitz ihrer vorzüglichen Höhenstellung zu entreißen. So schwindet dem Blerverband eine Balkanhoffnung nach der anderen.

Der Krieg zur See.

Ein feindlicher Truppentransportdampfer versenkt.

W.B. London, 4. Januar. (Amtlich.) Der Truppen-Transportdampfer „Zvezda“ (Cunard-Linie), 14 278 Brutto-Register-Tonnen, ist im Mittelmeer bei schlechtem Wetter am 1. Januar von einem feindlichen Unterseeboot versenkt worden. 120 Soldaten und 35 Mann der Besatzung werden vermißt.

Der französische Paketdampfer „Kouen“ versenkt.

Berlin, 4. Januar. Die „B. Z. am Mittag“ meldet aus Genf: Der französische Paketdampfer „Kouen“, der als Hilfskreuzer Dienst tat und Freitag nacht (wie bereits gemeldet. D. Red.) durch Funkpruch um Hilfe rief, ist torpediert worden. Durch die Explosion ist er in zwei Teile gespalten. Das Heck des Dampfers ist in den Hafen von Dieppe geschleppt worden.

Versenkt.

Versenkt wurden: die französischen Segler „Duo vadis“, 109 Br.-Reg.-To., „Marie Louise“, 188 Br.-Reg.-Tonnen, „Courtes“, 181 Br.-Reg.-To., der Fischdampfer „L. R. 2162“, der Fischkutter „L. R. 1007“, der norwegische Dampfer „Britannic“, 2289 Br.-Reg.-To., der englische Dampfer „Bayraig“ und der norwegische Dampfer „Gull“, 602 Br.-Reg.-To.; ferner der englische Dampfer „Solnt ranch“, 3588 Br.-Reg.-Tonnen, der norwegische Dampfer „Erica“, 747 Br.-Reg.-To., das Segelschiff „Maria Stella“.

Ein schwedisches Urteil über die Kriegslage zur See.

W.B. Stockholm, 3. Januar. Stockholms Dagblad untersucht die Kriegslage zur See und ihre Einwirkung auf die Friedensgedanken. Die Zeitung meint: Heute muß sich England sagen, daß die deutsche Kriegsflotte mit ungeborener Kraft aus einem Hauptkampf mit der englischen Uebermacht (Stagerrad) hervorgegangen ist. Die deutsche Handelsflotte liegt zum großen Teil in deutschen oder neutralen Häfen, bereit, den Wertstreit mit der während des Krieges stark verringerten englischen Handelsflotte aufzunehmen. Die deutsche Industrie arbeitet mit der gleichen ungeborenen Betriebsamkeit. Die Überwachungsmaßnahmen haben sie nur geringfügig, neue Ansätze zu finden, durch die sie ein mindestens ebenso gefährlicher Konkurrent wie vor Kriegsausbruch ist. Schon das dürfte genügen, um zu

verstehen, daß der Friedensgedanke für England zu früh gekommen ist, aber noch andere Gründe treten hinzu: Militärische Niederlagen kann man vergessen, aber man muß sich in England sagen, daß das deutsche Volk wie die Hungerjahre mit ihren Leiden vergessen wird, es kann nie vergessen, daß die englischen Staatsmänner völkerrechtliche Vereinbarungen zerrißen, die sie selbst vor wenigen Jahren mit dem größten Eifer zustande gebracht hatten, und daß sie mit kaltem Blut ein ganzes Volk zum Hungertode verurteilen konnten. Aus ihrer eigenen Geschichte müssen die Engländer wissen, daß Deutschland in Verjüngung kommen kann, die erste Gelegenheit, da England in Schwierigkeiten gerät, zu benutzen, um sich von seinem jetzigen Dasein zu befreien. Deshalb wagt England nicht, Frieden zu schließen, solange Deutschland im vollen Besitz seiner maritimen Kraft ist, daher gilt es für das Inselreich, auszuhalten und die Verbündeten so lange anzufauern, wie noch die Möglichkeit besteht, den endgültigen Sieg zu erringen. Wenn man auch vom „preussischen Militarismus“ spricht, so meint man doch in englischen Kreisen, die wir hier meinen, im Grunde, daß die deutsche Flotte und die deutsche Industrie vernichtet werden müssen, um England Ruhe zu verschaffen.

Gang der Ereignisse in Washington.

Die bevorstehende Antwort an Wilson.

Zwischen den Entente-Kabinetten findet, dem „B. Z.“ zufolge, ein sehr lebhafter Meinungsaustausch über die Antwortnote an Wilson statt, deren in Paris ausgearbeitetes Thema soeben in London, Petersburg und Rom geprüft wird.

Vermutlich wird die Note am Ende dieser Woche oder am Montag dem amerikanischen Botschafter in Paris überreicht werden. Laut einer Information des „Secolo“ ist diese Note umfangreicher als die Antwortnote an Deutschland, da die Entente alle Welt überzeugen möchte, daß ihre Kriegsziele sich auch nicht annähernd mit den Kriegszielen vergleichen lassen, die Deutschland bei der Entfesselung des Weltkrieges verfolgt habe.

Die Note setzt darauf in großen Umrissen die Bedingungen der Entente auseinander, die die Räumung Belgiens, Serbiens, Rumaniens, Montenegro und Frankreichs fordern, ehe die Friedenskonferenz überhaupt möglich sei. Ferner verlange man die Rückgabe Elsaß-Lothringens und die Umgestaltung der europäischen Karte auf Grundlage des Nationalitätenprinzips. Die Centralmächte kennen, so wird gesagt, die Bedingungen heute schon genau, aber auch die Neutralen sollen darüber aufgeklärt werden.

Politische Meldungen aus Washington.

Die „Times“ berichtet aus Newyork, daß Wilson seine zukünftige Politik noch nicht bestimmt habe. Er beruhigt sich aber so gut wie vollständig mit der Fortsetzung des Krieges mit Rücksicht auf die Antwort der Alliierten an Deutschland in der Annahme, daß die Antwort, die er zu erwarten hat, nicht viel anders lauten werde.

Ueber die Antwort des Jahnverbandes auf das deutsche Angebot herrscht in Washingtoner Regierungskreisen der allgemeine Eindruck, daß die Tür noch offen ist.

Der Newyorker Korrespondent des Londoner „Daily Chronicle“ berichtet, daß der englische Botschafter Sir Cecil Spring-Rice im Begriff steht, Washington zu verlassen. Die Newyorker „Times“ sagt dazu, daß es für einen neuen Botschafter schwer sein werde, seinem Lande ebenso nützlich und den Amerikanern ebenso angenehm zu sein wie sein Vorgänger.

Geheime Mitteilungen an die neutralen Regierungen.

Der „Köln. Ztg.“ wird aus Washington vom 1. 1. gebräutet: Die allgemeine Erörterung über eine weitere Mitteilung Wilsons an Spanien enthüllt die Tatsache, daß Washington noch eine geheime Mitteilung an die neutralen Regierungen gefandt hat, in der Absicht, diese zu überreden, Wilsons Friedensbestrebungen zu fördern.

Die spanische Note an Amerika.

Die spanische Antwort wird als eines der bemerkenswertesten diplomatischen Schriftstücke des Krieges betrachtet. Daß Wilson sich an König Alfonso wandte und ihn um seine guten Dienste bat, wird scharf kritisiert. Wie die „Voss. Ztg.“ hört, handelt es sich jedoch weder um eine Note, noch überhaupt um ein amtliches Schriftstück der spanischen Regierung, sondern um eine Mitteilung des spanischen Ministerpräsidenten an die spanische Presse, von der bislang nur der erste Teil eingegangen ist. Eine Beurteilung dieser Auslassung wird erst möglich sein, wenn der ganze Text vorliegt.

Geteilte Meinungen in Spanien.

Die Pariser Blätter aus Madrid melden, bezüghen die „España Nueva“, „Correo Espanol“ und „Accion“ die spanische Antwort auf die Wilson-Note als partiell zugunsten der Entente. Der „Geraldo“, „Mundo“ und „Diario Universal“ finden sie dagegen sehr opportun und erklären sich für befriedigt.

Behandlung kranker Kriegsgefangener.

Nach einer Meldung des Schwedischen Telegrammbureaus beziehen sich die wichtigsten Entschlüsse der Roten-Kreuz-Konferenz in Stockholm auf die Behandlung mit Tuberkulose und Storbubehafteter Kriegsgefangener. Erstere sollen in besonderen in gesunden Gegenden befindlichen Krankenlagern gepflegt werden. Die Regierungen sollen verpflichtet sein, einander von den gewählten Orten zu benachrichtigen und diesen Speziallagern die Tuberkulosekranken zu überfenden, die erst dann in ein gewöhnliches Lager zurückgefandt werden dürfen, wenn sie von einem Arzt für ganz gesund erklärt worden sind. Für die Kontrolle werden besondere medizinische Kommissionen eingesetzt, zwei in Deutschland, zwei in Oesterreich-Ungarn und vier in Rußland. Die Mitglieder der Kommissionen sind ein neutraler Arzt, ein höherer Militärarzt und ein Vertreter des Roten Kreuzes. Sendungen von Liebesgaben und Unterstützungen für die Kranken werden kostenlos befördert. Storbubranke sollen bessere abwechselungsreiche Kost erhalten. Schwerkrante sollen in ein Krankenhaus gebracht werden.

Staatsrat und Heer in Polen.

Der vorläufige polnische Staatsrat, der eigentlich schon seit einiger Zeit in Tätigkeit sein wollte, ist immer noch nicht fertig. Neuerdings ist zwischen dem Generalgouverneur von Bessler und den Vertretern der polnischen Parteien, wie die „Neue Züricher Ztg.“ meldet, eine Vereinbarung über die Beteiligung der einzelnen Parteien an dem Staatsrat zustande gekommen, doch sind bis jetzt erst die Namen von 17 Mitgliedern bekannt, die berufen werden sollen, während der Staatsrat im ganzen 25 Mitglieder haben soll. Schwierigkeiten scheint insbesondere auch die Frage der Bildung eines polnischen Heeres zu machen. Auch die Parteien, die sich auf den Boden der Proklamation über die Bildung des neuen polnischen Königreichs gestellt haben, wollen die Bildung dieses Heeres nicht dem vorläufigen Staatsrat, sondern dem zu berufenen polnischen Parlament zugewiesen wissen. Unter den in Aussicht genommenen Mitgliedern des Staatsrats befindet sich auch der vor einiger Zeit abgelegte Führer der polnischen Legion Joseph Pilsudski.

Die Haltung Spaniens.

Die verschiedenartigen Deutungen, die Spaniens Haltung in den europäischen Hauptstädten gefunden hat, veranlassen den Ministerpräsidenten, Ausfragern zu erklären, eine mißverständliche Auffassung der Stellungnahme Spaniens in der Friedensfrage sei unmöglich. Spanien sei und bleibe neutral, und wenn es erklärt habe, daß ihm der Augenblick nicht günstig erscheine, so sei dies in der gegenwärtigen Kriegslage begründet. Spanien behalte sich aber vor, seine guten Dienste zu einem günstigeren Zeitpunkt anzubieten.

Die griechische Frage vor der Beantwortung.

Berlin, 5. Januar. Das „Berliner Tageblatt“ schreibt: Durch die Entente-Presse klang die Absicht, diesmal mit der griechischen Frage reinen Tisch zu machen. Es scheint, daß auch bei den Griechen die gleiche Ansicht besteht. Jedenfalls würde das auch der Fall sein, wenn sich die Nachricht bestätigte, daß der Gedanke erwogen wird, das Parlament einzuberufen und ihm den Plan einer Mobilisierung gegen die Entente vorzulegen. Dann hätte schließlich die Gewaltpolitik der sogenannten Schutzmächte das genaue Gegenteil dessen erreicht, was von Anfang an ihr Ziel war. Sie hätten zwar von Griechenland das Aufgeben seiner Neutralität erzwungen, aber im umgekehrten Sinne, wie es von ihr geplant und mit Venizelos vereinbart war.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß entschlief sanft am Dienstag vormittag 11 $\frac{1}{2}$ Uhr nach schwerem Leiden und nach erfolgter Operation im Knappschafts-lazarett zu Waldenburg mein inniggeliebter, treusorgender, unvergeßlicher Gatte, mein herzenguter Vater,

der Maschinenwärter

Heinrich Scholz,

im Alter von 45 Jahren 10 Monaten.

Dies zeigen schmerzerfüllt an

Die tieftrauernde Gattin:

Ernestine Scholz, nebst Tochter Selma.

Fellhammer, den 2. Januar 1917.

Die Beerdigung findet Sonntag den 7. Januar 1917, nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, vom Trauerhause Nr. 45 aus statt.

Heute nachmittag 5 $\frac{1}{4}$ Uhr verschied nach längeren Leiden unser inniggeliebter Gatte, Vater, Schwieger- und Grossvater, Bruder, Schwager und Onkel,

der frühere Gutsbesitzer

Gottlieb Hoffmann,

im Alter von 56 Jahren 6 Monaten 7 Tagen.

Dies zeigen mit der Bitte um stille Teilnahme hierdurch an

Die tiefbetrübten Hinterbliebenen

Laise Hoffmann, als Gattin,

Heinrich Hoffmann,

z. Zt. in Gefangenschaft, } als Söhne,

August Hoffmann,

Ida Hoffmann, als Schwiegertochter.

Bärsdorf, den 4. Januar 1917.

Beerdigung: Montag nachmittag 3 Uhr vom Trauerhause, Bärsdorf No. 79, aus.

Für die überaus zahlreichen Beweise herzlicher Teilnahme bei dem Hinscheiden unseres teuren Entschlafenen, sowie für die herrlichen Kranzspenden von nah und fern gestatten wir uns unseren tiefgefühltesten Dank auszusprechen.

Im Namen der Hinterbliebenen
verw. Polizei-Insp. **Johanna Brödel,**
geb. **Wolff.**

Waldenburg, 5. Januar 1917.



Umsonst eine Herren- uhr m. Kette,

wenn Sie 100 Kriegs- u. Künstlerpostkarten à 5-10 Pf. verkaufen. Senden Sie nur Ihre Adresse, dann sende Ihnen die Karten sofort; verkaufen Sie diese und senden mir von der Einnahme 8 Mk., so erhalten Sie von mir kostenlos franko eine wirklich gute Uhr, 30 stündig. Anterwert, genau reguliert, 2 Jahre Garantie. Diesere nur an Personen über 16 Jahre, bei Bestellung ist Beruf anzugeben. Uhren-Klose, Berlin SW. 29/56.

Bäcker-, Pfefferkühler- u. Konditoren-Innung,
Waldenburg.

Das Neujahrs-Quartal

findet am **Dienstag den 23. Januar, nachmittags 2 Uhr, im Rath. Vereinshause, Gerberstraße, statt.**

Die Anmeldungen der Beihilge zum Freisprechen und Aufnehmen sind bis zum 13. Januar an den Obermeister Maiwald, hier, zu richten. Später eingehende Anmeldungen können nicht berücksichtigt werden. Die freizusprechenden Beihilge haben einen selbstgeschriebenen Lebenslauf, die aufzunehmenden einen Lehrvertrag an den Obermeister einzureichen. Die Vornamen darin sind auszusprechen. Der Vorstand.

Arbeitertwohlverein.

Lichtbilder-Vortrag.

Sonntag den 7. Januar, abends 8 Uhr
im Saale der „Sorfauer Bierhalle“ in Waldenburg.

Herr Sekretär **Neumann-Breslau** spricht über:
„Wie wird für unsere Kriegsverletzten gesorgt?“

Mit dem Vortrage verbunden ein

Konzert

der Waldenburger Berg- und Fürstl. Pfließischen Kapelle.
Eintritt frei!

Zu dieser Veranstaltung werde alle Männer und Frauen des Kreises eingeladen.

△ Gl. a. z. Br.-Tr. Donnerstag
d. 11. 1., ab 7 U.: Aufn. △ I.
U. △ I.

D. R. W. angem. D. R. P. angem.

Wascholin mit Mandelgeruch

v. Kriegsausschuß Berlin genehmigt. Schäumendes Handwaschmittel für Toiletentisch u. Bad. Garantiert kein Ton. 30 Stk. 8 Mk., 60 Stk. 11,75 Mk. franko u. verpackungsfrei.

Chesi

frei von Ton, Kaolin, Talkum, Lehm etc. Vorzüglich. Wasch- u. Reinigungsmittel, starkschäumend. Postkolli franko 8,50 Mk. Wiederverkäufer hoh. Rabatt.

Herm. Kissner,

Berlin C 2, Burgstr. 28, Abt. 168

Für Magenleidende: Pepin-Wagen-Bitter.

Dieser berühmte Bitter enthält außer vielen heilsamen und kräftigen Ingredienzien einen **Pepin-Extrakt**. Bekanntlich ist **Pepin** der die Verdauung bewirkende eigentümliche Stoff des Magensaftes und ist daher dieser **Pepin-Wagen-Bitter** auch in hervorragender Weise zur Hebung und Beförderung der Verdauung geeignet. Nur zu haben bei

P. Penndorf.

Eine kleine 1fenstige Stube ist zu vermieten und Neujahr zu beziehen

Dittersbach, Hauptstraße 33.

Herrl. 3-Zimmer-Wohnung, Bad, Balkon, Gas, Elektr., 14 verm. Stupparf. u. Straßenb. nah Lehrer Schmidt, Neu Salzbrunn.

Besseres Logis f. Herren Ober Waldenburg, Chauffeestr. 8a.

Gemischter Chor. Probe zur „Schöpfung“

Sonnabend den 6. Januar,
abends 7 $\frac{1}{4}$ Uhr, Aula.

Pfadfinder-Korps Waldenburg.
Sonnabend den 6. d. Mts., abends 7 $\frac{1}{8}$ Uhr: Versammlung, Heim.
Sonntag den 7. d. Mts., nachmittags 2 Uhr: Beschäftigungsstunde. Heim. Zettel, Poststod und Bleistift mitbringen.



Täglich:

Der

Meister-Detektiv

Stuart Webbs

in seinem neuesten
Abenteuer:

Der Hilferuf im Warenhaus.

Zum Beginn des Reformationsjubiläums finden in den evangelischen Kirchen zu Waldenburg und Nieder Hermsdorf

4 Lutherborträge

statt, und zwar behandelt:

am 10. und 11. Januar Herr Pastor Büttner: die Zeit von 1483-1516,

am 17. und 18. Januar Herr Pastor Rodatz: die Zeit von 1517-1524,

am 31. Januar und 1. Februar Herr Pastor Lehmann: die Zeit von 1525-1530,

am 14. und 15. Februar Herr Pastor prim. Hörter: die Zeit von 1531-1546.

Die Vorträge beginnen um 8 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Die evangelische Gemeinde ist herzlich dazu eingeladen.

ORIENT-THEATER

Waldenburg

Freiburgerstraße 5. :: Freiburgerstraße 5.

Freitag und folgende Tage 5 $\frac{1}{2}$ Uhr
(Sonntags 4 Uhr).

Das 5. Werk der Kingerklasse,
welches in Berlin, Leipzig, Hamburg und Breslau
— vorige Woche überall Sensation erregte! —

Die Lieblingsfrau des Maharadscha

Ein indischer Liebesroman in 4 Abteilungen.



Gunnar Tolnäs

Nordischer Königlich
Hofschauspieler,
als glutvoller
Orientalen-Fürst.

Bilder von berückender, prachtvoller
Schönheit aus dem Orient.

Leidenschaftliche, orientalische Tänze u. Harems-Szenen.

Seine
Durchlaucht.

Lustspiel in 1 Akt
Albert Paulig.

Neuester
Kriegsbericht.

Betrieb einer
Großbuchbinderei.

Kapitän Grogg's Reise.

Lustiger
Trickfilm.

Preise der Plätze:

Loge 1.00, Sperrsitze 0.80, 1. Platz 0.60, 2. Platz 0.40 Mk.
Nur für Erwachsene Zutritt.

Die Nachmittag-Vorstellungen Woche 5 $\frac{1}{2}$ Uhr,
Sonntag 4 Uhr bieten Plätze nach freier Wahl.

Ich war also in einem Irrtum gewesen und hatte Herrn Grübler möglicherweise auch mit meinen anderen Vermutungen schweres Unrecht getan. Etwas freundlicher als ich ihn begrüßt hatte, verabschiedete ich mich deshalb von ihm, um mir auf meinem weiteren Wege von neuem über die rätselhafte Herkunft des Goldstückes den Kopf zu zerbrechen.

Mein erster Besuch galt der Witwe Sammers, einer armen, kriegsbraven Schneiderin, deren achtjähriges Mädchen ich jüngst glücklich durch eine schwere Kinderkrankheit gebracht hatte. Die Frau war heute bei mir gewesen, um mir über den Zustand des in der Genesung befindlichen Kindes zu berichten, und einige ihrer Aufgaben veranlaßten mich, doch lieber noch einmal selbst nachzusehen. Ich brachte der wackeren Frau um so herzlichere Teilnahme entgegen, als ich wußte, daß ihr einziger, hoffnungsvoller Sohn schon während der ersten Kriegswochen auf dem Felde der Ehre geblieben war, und als ich der Tapferkeit, mit der sie ihren schweren Kummer trug, ehrlichste Bewunderung zollen mußte. Ich fand meine kleine Patientin in durchaus zufriedenstellender Verfassung und konnte der Mutter versichern, daß sie sich aller Sorge entschlagen dürfe. Schon wollte ich mich verabschieden, als mir das ärgerliche Zwanzigmarkstück wieder in den Sinn kam.

„Haben Sie nicht heute ziemlich lange in meinem Wartezimmer gesessen, liebe Frau Sammers?“ fragte ich. „Und hat nicht vielleicht einer der anderen Wartenden davon gesprochen, daß er gekommen sei, mich für meine Bemühungen zu bezahlen?“

Die Frage war gewiß unangelegentlich; aber die Frau mußte in ihr wohl etwas wie eine ungeschickt versteckte Mahnung gesehen haben, denn sie geriet in unverkennbare Verlegenheit.

„Nein, Herr Doktor — daß ich nicht wußte — aber ich — ich —“

Ich erzählte ihr von dem Goldstück, das ich auf meinem Schreibtisch gefunden, und von der Verdrießlichkeit, die es ihr mich hätte, den Spender nicht zu kennen. Da sagte sie schlichtern: „Vielleicht war es von jemand, der genau wußte, daß der Herr Doktor von ihm kein Geld nehmen würde und der dem Herrn Doktor doch irgendwie seine große Dankbarkeit beweisen wollte.“

„Solche Leute sind mir in meiner langjährigen Praxis noch nicht vorgekommen, liebe Frau Sammers. Und am allerwenigsten sind sie wohl unter denen zu vermuten, die ihr Gold in verrückter Selbstsucht auf die hohe Kante legen, statt es dem bedrückten Vaterlande nutzbar zu machen. An der Dankbarkeit solcher Leute ist mir jedenfalls herzlich wenig gelegen.“

Die Schneiderin sah mit einem Male ganz unglücklich aus.

„Ist das wirklich ein so großes Unrecht?“ begann sie und dann hatte sie plötzlich den Schürzengipfel an den Augen.

Da ging mir freilich ein Licht auf und ich nahm ihre Hand.

„Sie also waren es? Sie haben das Goldstück unter die Zeitschrift geschoben — Sie gute, tüchtige Frau?“

„Ach, Herr Doktor“, schluchzte sie, „ich hätte es doch nicht ertragen können, wenn mir auch die Kleine noch gestorben wäre. Und der Herr Doktor haben sich so unheimliche Mühe mit ihr gegeben — und haben mir immer so liebevoll zugesprochen. Da hab' ich mir gelobt, dem Herrn Doktor dafür das Diebstahl und Feuersteine zu geben, was ich noch hatte. Und das war eben das Zwanzigmarkstück. Ich hatte es meinem Jungen zugesteckt, als er ins Feld ging. Und als er gefallen war, bekam ichs zurück, denn er hatte es noch in seinem Brustbeutel gehabt. Ich wollte es mir zum ewigen Andenken aufheben. Aber jetzt, nachdem der Herr Doktor meine Liesel wieder gesund gemacht haben —“

„Dafür müssen Sie einem Andern danken — denn mein Verdienst ist sehr gering. Und das Goldstück müssen Sie zurücknehmen; denn Sie haben mich in diesem Augenblicke hundertfach bezahlt. Und wenn Sie es nicht auf die Dank tragen, sondern zum Andenken an Ihren braven Sohn aufbewahren wollen — ich denke, liebe Frau Sammers: Ihr Gewissen wird Ihnen darum keinen unruhigen Augenblick bereiten.“

Unter betrübtem Widerstreben nur ließ sie sich zur Annahme des Geldes bewegen. Und auf die Reichsbank hat sie es dann doch getragen. Ich hoffe, daß es ihr noch anderswo als in deren Büchern gutgeschrieben worden ist.

Am nächsten Tage überraschte mich Herr Mois Grübler abermals durch seinen wertvollen Besuch. Diesmal nicht wegen des Säugebratens, der ihm nach seiner Versicherung vorzüglich bekommen war, sondern um mir die Bestätigung vorzuweisen, daß er auf der Reichsbank fünfzehn zehntausend Mark in gemünztem Golde gegen Papiergeld eingewechselt habe. Einen auf zwanzig Mark lautenden Kassenschein legte er mit dem Ersuchen um Empfangsbestätigung gleichzeitig auf meinen Schreibtisch.

„Herr Doktor meinten ja, damit wäre Ihre Rechnung beglichen. — Na, und wie steh' ich jetzt da? Alle Hochachtung — nicht wahr? Erfahren aber möchte ich doch, woher der Herr Doktor gewußt haben, daß ich das Gold noch im Hause hatte. — Wahrscheinlich hat das Dienstmädchen geschwatzt — wie?“

„Nein, Herr Grübler“, erwiderte ich ernsthaft. „Vom Gesicht habe ich's Ihnen abgelesen. Da stand es ganz deutlich geschrieben. Das — und noch manches andere, worüber wir vielleicht gelegentlich einmal reden werden.“

Schweigend nahm der Trefliche seine Duntung in Empfang und verschwand, ohne mir noch einmal in die Augen gesehen zu haben. Bei seiner nächsten Magenverfälschung aber wird er sich ohne allen Zweifel von einem andern Arzt behandeln lassen.

Tagestkalender.

6. Januar.

1521: Der Reichstag zu Worms eröffnet. 1832: G. Schlieffmann. 1871: General Chanzy wird über die Loire zurückgedrängt.

Der Krieg.

6. Januar 1916.

In Westeuropa wurden am Hirzstein, südlich des Hartmannsweilerkopfes, die noch in Feindeshand gebliebenen letzten Gräben zurückerobert und dabei 20 Offiziere und 1083 Jäger gefangen genommen. — In Däniemark brachen östlich von Buczacz die Russen in plötzlichem Angriff vor, wurden aber zurückgeworfen; auch am Styr kam es zu vorübergehenden Kämpfen. — Auf dem Balkan wurden die Montenegriner von den Truppen des Generals von Kövez am Tara-Ruie, bei Godufa und zwischen Ipeka und Plav nach heftigen Kämpfen geworfen; die Oesterreicher näherten sich immer mehr Berane. — An der Front im Osten mochte der Kampf um Kut el Amara, das von den Engländern zu einer Festung umgebaut worden war, hin und her. Die Engländer griffen unter dem Schutze von vier Kriegsschiffen die Türken bei Scheik Baid heftig an, um die immer näher rückende Einschließung der Festung zu verhindern, allein die Türken schlugen den Feind so gründlich, daß dieser 3000 Mann einbüßte.

Die den Weg bereiten.

Ein Roman von Anny Wothe.

(Nachdruck verboten.)

Amerikanisches Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn, Leipzig 18. Fortsetzung.

Dieses ewige Kommen und Gehen der Wogen offenbarte ihr den ewigen Wandel, als den mächtigsten König im großen Weltenall, der da früher oder später den Erdball zertrümmern würde, dem alles Leben, alles Geschehen untertan.

Und sie kam sich so klein vor in ihrem Schmerz und Jammer um den Bruder, der als Held gefallen, und die liebliche Golde, die Gespielin froher Tage, die sie so herzlich lieb gehabt.

Wie ein Sandkorn war der Mensch. Tausende verbluteten im Augenblick ihr junges Leben, und die wilden Wogen des Krieges gingen darüber hin, alles vernichtend, alles mit sich fortreisend, wie hier die rollende See, um dann, wenn der Wettersturm verrauscht, friedlich lächelnd den weißen Strand zu umschmeicheln.

Aufrecht ging Oda heim. Nicht mehr das lachende, strahlende Kind von einst, auch nicht um Verlorenes Klagende, sondern ein Wesen, urplötzlich zum Weib geworden in der Erkenntnis, daß es etwas Großes sei, unterzutauchen wie das Sandkorn im Meer, aus dem tausend neue Kräfte emporsprossen. Aus Totenopfern neue Kränze, neue Blumen, neues, flammensprühendes Leben.

Wie ein Trauerflor schwer und drückend hing über den mächtigen Fluten und dem weißen Schnee der Dünen der Abendhimmel herab. Da schoß plötzlich die letzte rote Blut des Tages durchs Gewölk. Wie flammende Schwertzer zuckten ihre Strahlen ineinander. Siegreich brach eine Lichtfülle durch all das Dunkel wie eine leuchtende Verheißung. Oda sah sie noch einmal auflöhen, dann erlosch sie. Sie aber trat in ihr graues Vaterhaus, in dem jetzt das Leid zu Gast.

Der Landrat war zur Abreise gerüstet. Fast war es, als sei in dem so maßlos erschütterten Mann der Bohn über alles, was seinem Willen entgegen war, noch größer als die Trauer um seinen Sohn. Er stand, von Lordes, die in die Stadt gekommen, Abschied nehmend, in der Halle seines Hauses. Tante Lina und Oda hatte er schon „Lebewohl“ gesagt. Jetzt bat Lordes:

„Sei nicht so hart zu ihr, Vater, ich bitte Dich.“

Drohend senkten sich des Mannes Augen in die seines Kindes.

„Willst auch Du vielleicht abtrünnig werden, wie es Peter geworden? Willst Du, daß alles, mein ganzes Leben, vergebens war? Soll ich zusehen, wie meine Kinder, die ich vor allem Unreinen und Zweifelhafte Zeit meines Lebens mit aller Kraft meines Willens behütete, sich jetzt einer Frau zuneigen, die ich abgetan habe, die ich von mir stieß, weil sie mich betrog?“

Lordes Augen flammten auf. Sie glühten jetzt ganz den herrischen Augen des Vaters.

„Du sprichst Du es ja selbst aus, Vater, „die Du von Dir stießest“! Bist Du überzeugt, daß Du das Rechte getan?“

„Was sieht Dich an? Wie kannst Du Dir eine solche Sprache mir gegenüber erlauben?“

„Du vergißt, Vater, daß ich kein Kind mehr bin. Du weißt, ich habe immer auf Deiner Seite gestanden, aber Abbe meinte, es wäre ein Verbrechen, einen Menschen zu verdammen, ohne ihn gehört zu haben.“

„Dein Mann soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern“, kramte Hinrich Dahlgren auf. „Verstanden?“

„Ich stehe gar nicht auf Abbes Standpunkt, Vater, aber was er mir sagte, hat mir doch zu denken gegeben und meine Sicherheit etwas ins Wanken gebracht.“

„Genügt Dir mein Wort nicht? Hast Du jemals Deinen Vater als unwahr erkannt?“

„Gewiß nicht, Babing, bitte, nicht böse sein, aber auch Du kannst irren, auch Du kannst zu hart sein, vielleicht gar ungerecht, ohne es zu wissen.“

„Ungerecht?“ lodte der Landrat bitter auf. „Wo ich mein ganzes Leben daran getragen? Nein, kein Wort mehr! Was Dir Tante Lina — ich meine, von der hast Du Deine Weisheit — erzählt, sind lauter Ammenmärchen.“

„Ich habe nicht mit Tante Lina darüber gesprochen. Wenn ich jetzt zu Dir komme, Vater, so treibt mich eine innere Notwendigkeit. Um Peters willen, Vater, sei nicht grausam.“

Der Landrat sah sein Kind etwas unsicher an, dann aber schüttelte er hastig den Kopf.

„Das ist Abbes Werk. Dieser Weltverbesserer, der den närrischen Gedanken hat, allen Menschen die Wege zu ebnen, schrahl er seinen eigenen nicht geben kann, soll sich um sich selber kümmern. Ich verbitte mir keine Einmischungen in meine Angelegenheiten.“

„Du darfst nichts auf Abbe sagen, Vater. Was er tut, hält er für seine Pflicht. Das Weg-

bereiten hat er mit Dir gemeinsam. Du warst immer für alle da, und Du selbst hast das Wort als Lösung hochgehalten."

"Nichts auf Abbe sagen?" griff der Landrat die Worte auf. "Wer jagt denn mehr auf ihn als Du? Ist nicht Dein ganzes Wesen ein Protest gegen ihn? Ich wollte Dir schon lange klar machen, daß ich die Art, wie Du Deinen Mann behandelst, im höchsten Grade mißbillige. Und weil ich es leider weiß, wie Du zu ihm stehst, nimmt es mich doppelt wunder, daß Du Dich nach dem richtest, was er denkt und tut."

Lordes war bis in die Lippen erblaßt.

"Du weißt, wie ich zu meinem Mann stehe?" stammelte sie tief erschrocken. "Habe ich es je an irgend etwas gegen ihn fehlen lassen?"

Der Landrat wehrte die Hände seines Kindes hart von sich. Er dachte plötzlich daran, daß vor langer, langer Zeit, genau wie heute, sich ihm auch bittend ein paar Frauenhände entgegenstreckten, die „Sich mir doch!“ gefleht. Aber er hatte diese Hände wie heute die seines Kindes achlos zurückgeschoben.

Finsternis falteten sich seine buschigen Frauen über den herrischen braunen Augen.

"Nimm Dich zusammen, Lordes", tadelte er rau. "Du trägst ein übles Erbe in Dir. Ich möchte nicht zweimal in meiner Familie das selbe Schicksal erleben. Wie Deine Mutter würdest Du ewig eine Ausgestoßene in meinem Hause und in meinem Herzen sein, wenn Du Abbe betrügt, den Du aus freier Wahl zum Mann nimmst."

Lordes wendete sich stumm und schritt langsam die Treppe hinan. Nur leicht hatte sie ihr Haupt, Abschied nehmend, vor dem Vater geneigt. Ihr lang herabwallendes, schwarzes Kleid schleppte ihr nach, als sie, wie eine Königin aufrecht und stolz, seinen Augen entschwand.

Der Landrat starrte ihr nach.

Wie eine Schuldige sah Lordes nicht aus. Aber feindsich war sie ihm plötzlich. Sein eigenes Kind?

Er fröstelte. Und es fiel ihm ein, daß nun niemand mehr da war, ihm „Lebewohl“ zu sagen, als er das Haus verließ, seinem armen Peter entgegenzufahren.

Mit einem Gefühl trostloser Oede und Zerklagenheit öffnete er die Haustür, als der Kapitän Lorenzen in seiner blauen Seemannsuniform vor ihm stand und ihm ernst und ruhig ins Gesicht sah.

Den Mann konnte der Landrat natürlich nicht abweisen. Er trat deshalb in die Halle zurück und sagte höflich, seinen Gast zum Sitzen einladend:

„Was führt Sie zu mir, Herr Kapitän? Ich habe mit Bedauern gehört, daß auch Sie einen so schweren Verlust erlitten.“

Der Kapitän nickte und hielt frampfhaft die Mütze in den großen Händen.

„Darum komm ich grad, Herr Landrat. Weil doch Ihr armer Peter auch gestorben ist, und er und meine Golde doch „Brutlüde“ waren.“

„Brautleute?“ Der Landrat richtete sich kerzengerade auf. „Davon ist mir nichts bekannt, Herr Kapitän.“ Seine Stimme klang wie verhaltener Donner.

Ein seltsamer Blick traf ihn aus den hellen Augen des Kapitans.

„Däh!“ stöhnte der Seemann auf, ohne den Einwurf des Landrats zu beachten. „Da wollt ich denn fragen, ob es Ihnen recht ist, wenn ich die Golde da hinlege, wo Ihr Peter auch ruhen wird. Nicht in einem Grade, nee, det hatt keen Kart — aber dicht dabi, so nebeneinander. Da könnten's doch mal Grünisse (Grüße) übert gröne Keverer seggen, so in de Dodesruh.“

Der Kapitän wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war nun doch wieder in sein Blatt verfallen und dabei wußte er, mit dem seinen Herrn mußte er hochdeutsch reden.

„Lorenzen, Sie sind wohl nicht bei Troste“, wehrte sich der Landrat entrüstet. „Was sollen denn die Leute dazu sagen?“

„Die Leute!“ Jetzt ruckte der Kapitän seine breite Gestalt auf, als hätte er einen Schlag empfangen. „Darum ist mein Kind gestorben, daß es nicht fein genug für den Herrn Leutnant war. Daran ist es zugrunde gegangen, daß der Herr Vater es als eine Kinderei ansah, daß die beiden sich lieb hatten. Ich hab' es ja selber nicht gewollt. Aber weil ich gemeint, meine Golde wäre zu schade für den Hochmut der Reichen, weil ich in meinen dummen Gedanken geglaubt, mein Kind wäre mindestens so viel wert wie Ihr Peter. Sehen Sie, Herr Landrat, so stolz ist man nun, wenn man Kinder hat. Aber wenn dann mit einem Male nichts, nichts mehr da ist, nicht ein einziges bißchen, da denkt man: Hättest Du ihnen doch das bißchen Glück gegönnt, selbst wenn sie es teuer hätten bezahlen müssen.“

Na, das ist nun vorbei, und keiner weilt die Toten auf. Aber zuletzt, als meine Golde so still einschlies, da ließ ein kleines Lied nicht von ihr. Fräulein Oda hat es ihr noch gesungen, als letzten Trost. Ich kann nicht sagen, wie es lautet, aber von einem Knaben und einem Mädchen war es, die auch nicht zusammenkommen konnten im Leben. Aber aus ihren Gräbern, die beieinander waren, da wuchsen zwei Rosen auf, und des Nachts, da küßten sich die Rosen — und da möchte ich nun — der alte Seebär stockte und versuchte einen Krachfuß — „untertänigst gebeten haben — daß der Landrat den toten Kindern doch das bißchen Glück gönnen möchte und erlauben, daß ich die Golde neben dem Peter begrabe.“

„Däh!“ stöhnte der Kapitän dann auf. Dem Landrat aber war plötzlich zornig, als müsse er

den alten Lorenzen, dessen mögliche Verwandtschaft ihm in Gedanken ein Grauen eingestößt, an seine Brust reißen und ihm sagen:

„Du ehrlicher Alter, Du bist besser als ich. Dein rauhes Herz ist wie Seide, so weich und zart.“

Und dem Kapitän herzlich die Hand bietend, sprach er warm:

„Es soll so sein, Kapitän, wie Sie es wollen. Mein Peter soll bei Ihrer Golde schlafen.“

Da stürzte dem Seemann die Tränen über das dicke, rote Gesicht, und leise sagte er:

„De Sinn is so fründlich, un ganz hoch is de Himmel. Wat für'n Vergnögen für de Rinner, wat für'n Plesechr.“

Und dann war er fortgestürzt, und der Landrat mußte unter Tränen, die ihm heiß in die Augen sprangen, doch lächeln über den Alten, der seinem toten Kinde noch ein bißchen Glück geben wollte und es nun so eilig hatte, als dürfe er nicht einen Augenblick verlieren, Golde dieses Glück zu verkünden.

Hinrich Dahlgren saß ein paar Augenblicke vor sich hin.

„Habe ich es recht gemacht, mein armer Peter?“ murmelte er, und dann dachte er grübelnd: „Es wird wieder Anlaß zu allerlei Gerede geben.“

Noch eine Weile stand er in tiefem Sinnen, dann sagte er laut:

„Sie sollen alle wissen, daß Golde Peters Braut war.“

Wie befreit atmete er plötzlich auf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zwanzigmarkstück.

Skizze von Lothar Brendendorff.
(Nachdruck verboten.)

Als ich jüngst nach Abfertigung des letzten Patienten meine Sprechstunde beschloß, wurde mir eine Ueberwachung ganz eigener Art zuteil. Auf der Platte meines Schreibtisches, halb verdeckt unter der jüngsten Nummer einer medizinischen Zeitschrift, die ich vorhin bei meinem Eintritt dorthin geworfen, lag ein blankes Zwanzigmarkstück, für dessen Herkunft mir vor der Hand noch jede Erklärung fehlte. Aus meinem eigenen Besitz oder von einem Angehörigen meines Haushalts stammte es jedenfalls nicht; denn im Bereich meiner vier Pfähle gab es schon seit nahezu zwei Jahren keine Goldmünze mehr. Ich rief das Mädchen herein, das vor Beginn der Sprechstunde in meinem Arbeitszimmer Ordnung gemacht hatte, und erhielt von ihr die feierliche Versicherung, daß das Geldstück sich damals noch nicht an jener Stelle befunden habe. Es gab also keine andere Möglichkeit als die, daß einer meiner Patienten es, von mir unbemerkt, dort niedergelegt hatte. Da meine Kranken sich fast durchweg aus den minderwertigeren Volksschichten rekrutieren, und da ich überdies nicht zu den berühmten Autoritäten gehöre, die sich eine einfache Konsultation mit Doppelkronen bezahlen lassen, machte diese Vermutung die Sache indessen kaum weniger rätselhaft. Ich klappte mein Buch auf und überflog die Namen der Leute, die mich heute aufgesucht hatten. Es war keiner darunter, den ich nicht gekannt hätte, und

keiner, für den eine Veranlassung vorhanden gewesen wäre, sich mir gerade heute durch eine Honorierung meiner Bemühungen erkenntlich zu zeigen. Mit wenig Ausnahmen hatte ich alle diese Leute für Rechnung irgend einer Krankenkasse zu behandeln, und auch die drei oder vier anderen würde ich als vermeintliche Spender des Goldstückes ohne weiteres ausgeschaltet haben, wenn nicht mein Blick zuletzt auf dem Namen des Privatiers Alois Gräßler haften geblieben wäre. Der allein konnte es gewesen sein. Er wohnte als wohlhabender Hausbesitzer in meiner Nachbarschaft und ich hatte ihn ein paar Wochen hindurch an einer durch Uebersättigung verursachten Magenverstopfung behandelt. Heute war er trotz seiner Wiederherstellung noch einmal gekommen, um sich in übergroßer Angewissenheit zu erkundigen, ob er's schon wieder wagen dürfte, Gänsebraten zu essen, und ich erinnerte mich, den Mann, der mir als Schlemmer bekannt war, ziemlich kurz abgefertigt zu haben. Die verächtliche Art der stillschweigenden Bezahlung sah dem ziemlich prozigen Herrn Gräßler allerdings wenig ähnlich; aber sie ließ sich vielleicht aus der Erwägung heraus erklären, daß er eigentlich auf eine bedeutend höhere ärztliche Rechnung gesetzt sein mußte. Wahrscheinlich hatte er also diese Art der Erledigung für die vornehmste gehalten. Was mich verdross, war indessen nicht so sehr diese kleinliche Schamhaftigkeit, als die Tatsache, daß der Mann sich nicht geschämt hatte, seinen Mangel an Gemeinsinn durch die Bezahlung mit einem Goldstück zu bekunden. Denn diese blankblatte Doppelkrone war sicherlich nicht die einzige, die er in seinem Geldschrank verwahrt gehalten. Aus eigener Wahrnehmung wie aus dem allgemeinen Gerede über die Familie Gräßler wußte ich, daß diese samt und sonders in ihrem Bett fast erstickenden Adelmenschen zu den gierigsten und unersättlichsten Damschern der ganzen Stadtgegend gehörten. Die Vorstellung, daß Herr Gräßler auch in gepprägtem Golde gekostet habe, paßte also durchaus in das Gesamtbild seiner wenig liebenswerten Persönlichkeit. Mergelich steckte ich die Münze in die Westentasche, um sie im Vorübergehen auf der Bank einzuwechseln, und machte mich auf, meine bettlägerigen Kranken zu besuchen. Es war nicht gerade sehr guter Stern, der mir noch den ersten hundert Schritten den festen Herrn Gräßler in den Weg führte. Das höfliche Grinsen, mit dem er mich grüßte, hatte mich nicht freundlicher gestimmt, und er machte ein sehr betrockenes Gesicht, als ich ihn ohne viele Umstände mit der Arznei stellte:

„Wissen Sie noch mehr als zweijähriger Kriegsdlauer noch immer nicht, mein werter Herr Meintner, wozu heute alles gemünzte Gold gehört?“

„Auf die Reichsbank — meinen Sie?“ brachte er sehr unsicher heraus. „Ja, das steht ja überall angeschlagen.“

„Um so bedauerlicher ist es, daß es immer noch törichte und gewissenlose Menschen gibt, die dieser vernünftigen Mahnung nicht Folge leisten. Und die Betreffenden dürfen sich jedenfalls nicht wundern, wenn sie der allgemeinen Verachtung ebenso anheimfallen, wie die Duckerer und die Lebensmittelhändler. Im übrigen bestätige ich ihnen den Empfang der zwanzig Mark, mit denen wir in Gottesnamen meine Rechnung als beglichen ansehen wollen. Guten Abend!“

Ich war schon ein gutes Stück weiter, als ich hinter mir ein leuchtendes: „Herr Doktor! — Herr Doktor!“ hörte und umschauend in das freubrote Gesicht des Herrn Gräßler blickte, der sich mit allen Kräften bemüht hatte, mich wieder einzuhaken.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor — aber das mit den zwanzig Mark — das muß doch wohl ein Irrtum sein. Ich habe Ihnen ja noch gar nichts geschickt.“

„Aber Sie haben das Geld bei Ihrem heutigen Besuche auf meinem Schreibtisch gelegt — nicht wahr?“

„Gott bewahre! Ich zahlte doch nichts ohne Quittung.“